

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

285 (15.10.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Blutglocken über Burgund

Geschichtsbild von Max Dufner-Greif

Diese wahrhafte Geschichte ist im Feldzugsbericht des dritten Regiments „Markgraf Ludwig Wilhelm“ überliefert, und nebenbei gesagt, dieses alte Buch ist eines der schönsten und edelsten Schriftzeugnisse unserer Landschaft, und ganze Geschlechter mühten von fremden Schreibern und verbildeten Schwärmern verdorben werden, bis es soweit war, daß heute so wunderbare Bücher vergessen im Staube trauern, allen unbekannt, es sei denn, es kommt einmal ein Liebhaber heldischer Geschichte und liest in den vergilbten Blättern von den Taten der Väter, um sie einer aufstrebenden Gegenwart zu berichten, wie hier geschieht.

Und es war so, daß die badische Division im schneefallen Winter 1870 den flüchtigen Franzosen auf den Felsen tief nach Burgund drang, in starken Tagesmärschen kaum noch Pflanzung mit dem Feind haltend, zuverlässlich trotz aller Entbehrungen gestimmt, weil der Sieg bei ihren Fahnen war, auch mutete der Marsch durch die tannennurde Berglandschaft wie ein Bild aus der ferneren Heimat an, und wie so die Truppe auf dem Höhenweg über den tiefen Tälern in die freundliche Abendsonne hineinmarschierte und ein Dorf mit spitz ragendem Kirchturm als wohl bald erreichtes Nachquartier vor sich liegen sah, ging allen eine bessere Freude durch die matten Glieder, da und dort scholl ein frisches Gefäch, daß die weissen Häher im Dichtschimpfen: — da erklangen aus der Faltiefe die Sturmglocken, grell und sackig, und kaum noch hatte der Herr Hauptmann an der Spitze sein „Manu!“ zwischen den Zähnen heraus, so legten auch schon von der gegenüberliegenden Anhöhe die bestehenden Brennberggeschosse über die den Hals einziehenden Gruppen, daß einige zehn Mann tot und bleibend in den blutigen Schnee fielen.

Inzwischen war die vorgeschobene Patrouille im Tal über die gebogene Steinbrücke des versteinerten Bergbaches bis an die Dorfklippe vorgebrungen, und als er das Sturmgeläut und die darauf fallenden Schüsse vernahm, zog der führende Lieutenant seinen Degen und drang mit seiner kleinen Mannschaft im Laufschrift in das schon vom Schatten dunkle Dorf ein. Kein Lichtschein kam aus den Häusern, die Einwohner waren offenbar geflüchtet. Vom Kirchturm verhallten eben die letzten Glockenklänge, als aus dem Spitzbogentürlein zur Wendeltreppe eine hagere Gestalt fortstürzte wollte. Aber ein Mann der Patrouille erwachte noch rechtzeitig den lichtseuen Glöckner an den Schöben seines Bratenrodes, und als der Herr Lieutenant dem Gefangenen ins Gesicht leuchtete, da war es der Lehrer des Dorfes und niemand anders, und „Wist Ihr“, schrie der Offizier ihn an, „daß Ihr das mit dem Tode büßen müßt?“ Der tapfere Schulmeister

verzog aber keine Miene in seinem glattrasierten Gesicht und sagte einfach: „Wenn ich nur zehn von euren Leuten durch meine Tat getötet habe, so ist das schon den Tod eines Patrioten wert!“ Da haben sie ihm die Hände auf den Rücken gebunden und ihn der nachrückenden Truppe übergeben.

Der die Patrouille führende Lieutenant drang alsbald durch das kleine Dorf hindurch, die Gassen lagen jetzt schon tief im Schatten der nebligen Dämmerung, es war jene Stunde, die der Volksmund zwischen Feuer und Licht nennt, und wie der Trupp an das letzte Haus kam, wo es nur noch wenige Schritte zum Wald war, stand da ein zweirädriger Aufschwager, bespannt mit einem starken Rappen, und auf dem Sitz sah eine hohe Frauengestalt, die beim Anblick der feindlichen Soldaten jäh emporsuhr und nach einem Augenblick gelächerten Schreckens heftig auf das Pferd einschlug.

„Halt!“ schrie der Lieutenant.
„Schieß das Luder vom Bod!“
„Nicht schießen! Lebendig will ich sie.“
Der Lieutenant war mit einigen raschen Schritten seinen Soldaten vorausgesprungen, um den Weg abzuweichen, er versuchte den Gaul am Jügel zu fassen, aber das schone Tier stieg mit drohenden Hufen heil empor, die Lenkerin des Wagens schlug wild mit der Peitsche um sich, und während der Offizier fluchend zurückwich, sagte das Gefährt davon. Das auf schlanken Gliedern schwarz gefledete Mädchen stand aufrecht und kaum erkennbar im Dunkel, nur ein bleiches Gesicht mit blühenden Augen und ein blutrotes Schleierstück aus Burgunder Seide, das sie um die Brust geknotet trug, leuchtete in diesen geisterhaft vorbeisühenden Bewegungen grell aus dem Schlund der Nacht, in dem sie verschwand, von einigen Schüssen der am Verhang hart aufstellenden Büchsenadelgewehre verfolgt. Das Rollen der Räder und das Klappern der Fufe verlor sich langsam im Schweigen des Waldes.

„Schade“, sagte der Lieutenant zu seinem Hornrührer, „daß wir das Teufelsweib nicht erwischen!“
„Was die wohl hier wollte?“
„Den Alten abholen! Was denn sonst? Getroffen hat natürlich keiner von euch Muckern! Ihr seid mir schöne rote Jäger!“

„Herr Lieutenant“, grinte der vollbärtige Unteroffizier, „Weiber sind schlechte Zielscheiben! Sind sie alt und wüst, dann kneipt man gern beide Augen zu! Und ist eine so verflucht hübsch wie der schwarze Satan da vorhin, da gehen einem beide Augen auf und über!“

Inzwischen war der Hauptmann herangekommen und stellte Feldwachen und Vorposten aus, während die Truppe übermüdet bald in tiefen Schlaf verfiel, aber schon nach Mitter-

nacht kam neuer Marschbefehl, die Trommeln schlugen Alarm, und das Regiment setzte seine Verfolgung fort.

Und so blieb es auch in den nächsten drei Tagen, es wurde marschiert, bis man hart an den Feind geriet, und nach wenigen Stunden Schlafes ging es wieder weiter, daß nirgends sich Gelegenheit bot, ein Kriegsgericht zur Aburteilung des Schulmeisters zu bilden, und so mußte der Gefangene, hinter einem Patronenwagen angeheilt, den ganzen Marsch mitmachen.

Wiederholt suchte er in unbewachten Augenblicken zu entweichen, und als am dritten Tag die Unruhe eines Feuergefechts mit einer Bande Garibaldis Gelegenheit zu bieten schien, riß der wackere Mann sich von den Fesseln los und lief mit langen Schritten über das Schneefeld in der Richtung auf seine Landsleute zu. Das weiße Haar des Alten flatterte in der klaren Schneeluft des sonnigen Wintertages.

„Schieß!“ schrie der Lieutenant, und es war wieder der Führer jener Patrouille, den Hüflier rechts von sich an.

„Herr Lieutenant“, stammelte der Mann, „ich kann nicht! Ich mein gar, ich müßt auf meinen Vater schießen!“

„Schieß du!“ schrie der Offizier nach links. Aber im gleichen Augenblick zuckte der junge Bursch dort zusammen, sprang auf die Knie, warf die Arme hoch und brach stöhnend nieder in den Schnee, wo er sich bis in die schwarze Adersohle verkrampfte, aus einer kleinen Stirnmunde sein weißes Leinentuch mit roten Blutstropfen färbend.

„Tod und Teufel!“ schrie der Lieutenant.

Dart packte er das Gewehr des gefallenen Hüfliers und sprang aufrecht empor, um seinen Stolz ob des elenden Hentzwerks so zu entfühen. Er zog den Kolben mit einem Ruck an die Wade und drückte nach kurzem Zielen ab. Der alte Schulmeister war alsbald die Arme in die Luft und stolperte in den Schnee.

„Kopfschuß!“ murmelte der Offizier.

Jetzt fuhr im Galopp eine Batterie auf und jagte, nachdem sie abgeprobt hatte, ihren eisernen Hagel hinüber in den Feind. Hornsignale riefen sich über das kristallisch glühende Schneefeld zu, und die Hüflier gingen mit schlagenden Tambouren zum Angriff vor. Ueber den schwarzen Mänteln blinkten die Pickelhauben und das Bajonett.

Und nach abermals drei Tagen führte derselbe Lieutenant einen Trupp gefangener Mobilgarden nach dem nächsten Etappenort zurück. Dabei kam er wieder über dieses Gefechtsfeld. Während er die Kolonne auf dem Marktplatz des nahen Dorfes halten ließ, ging er hinaus an den Ortsrand, wo er mit seinem Zug damals im Feuer gelegen hatte. Es war Abend, die Sonne ging in tausend Blutströmen hingegossenen Lichtes hinter einem schwarzen Tannenwald unter, und auf dem spizen Kirchturmlein wurde die Abendglocke geläutet.

Da sah er unter einem großen Rußbaum ein hohes, schlankes Weib vor einem frischen

Erdbügel stehen. Sie trug auf den vollen Gliedern ein schwarzes Kleid, ihre Haare waren wie eine schwere, schwarze Krone über dem rasierten Gesicht. Um die Brust aber hatte sie ein rotes Seidentuch geschlungen. Daran erkannte er sie und trat zu ihr hin.

„Wer ist hier begraben?“ fragte er.

„Mein Vater!“ war die leise Antwort.

Das schöne Mädchen schlug langsam unter langen Wimpern die Augen empor und schaute den Frager tränenlos an. Da erkannte sie ihn, und ein Zittern ging über den jungen Leib. Der Lieutenant schüttelte den Kopf und nahm den Helm ab. So stand er mit der trauernden Burgunderin an dem Grab, und sie ahnte nicht, wer der stumme Vater war. Oder doch? Wer weiß!

Damit könnte die Geschichte aus sein. Aber sie ist noch lebendig bis auf die Stunde. Der Lieutenant ist heute ein alter Ehrenveteran von bald neunzig Jahren. Vor einigen Sommern noch hat er jene alten Stätten in Burgund aufgesucht, um von ihnen Abschied zu nehmen, und er fuhr auf altertümlich anmutende Jernart in einer Kutche mit zwei guten Rossen durch das weisse Land. Da hat er auch das Grab des alten Schulmeisters gefunden. Es wird heute noch von der Bevölkerung in Ehrzucht gehalten, und am Totengedenktage legen die Schulkinder aus der Nachbarschaft Kränze auf den Hügel dieses vorbildlichen Mannes.

Hoch steht an diesem Grab die Liebe des Vaterlandes, für das er sein Leben hingab, es ist Frankreich selber, eine stolze Frauengestalt, „und wenn ich an sie denke“, so schloß der alte Veteran mir seine Erzählung, „dann höre ich Glocken und sehe das rote Schleierstück aus Burgunder Seide schimmern und leuchten.“

Künstlerwerk

Von Bert Rintz

Aus dem Chaos die Form erl.
und frei gestalten,
was träge Gewalten
schlummernd und träumend erhärt:
Auf weißes Papier
Wald und Fernen zaubern,
aus Gefühlen und Worten
ein klares Gebicht,
aus Gedanken und Taten
die Weltgeschichte,
das ist Künstlerwerk,
ist Schöpferwerk.

Nur die Schwachen
suchen die festen Formen,
die Starke formen
das Dunkle zum Licht.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

46. Fortsetzung.

Als sie nach einer längeren Konferenz die Küche wieder verließ, stand Martin vor ihr, legte den Finger auf den Mund und zog sie in das Speisezimmer. Er sah ganz verärgert aus. „Erstreck nicht“, sagte er, „Piet's Diamanten sind wirklich weg. Westhoff hat es mir eben mitgeteilt. Die Kassette war leer!“

Was bedeutete das geschäftliche laute und lebhaftes Treiben früherer Tage gegen die fieberhafte Unruhe, die jetzt die Bewohner des Seehauses in einem unsinnigen Kreislauf umtrieb? Noch hatte man nichts von dem Unheil verlauten lassen, um die anderen Gäste nicht zu beunruhigen. Und doch lag es in der Luft wie Gewitterschwüle, bereit sich zu entladen trotz des reinen Abendhimmels, durch den trankene Schwalben schossen. Gina eilte wie gesagt zwischen der Küche, ihrem Zimmer und Piet's Gemach hin und her; denn ihr Sorgenkind war von dem zweiten Schreden ganz anders als von dem ersten getroffen worden. Statt zu wüten, sah er blaß und ättern auf seinem Sofa, hatte eisige Hände und konnte kaum sprechen. Geduldig schluckte er all die Mittel, die Frau Hollwed ihm in ihrer Herzensangst maßlos andrängte. Als sie ihn endlich liebevoll zu überreden suchten, sich doch zu Bett zu legen, brach er wie ein kleines Kind in hilfloses Weinen aus. Was konnte man hier tun? Sie war ganz allein in ihrer Bedrängnis, denn Guttrune sorgte für das Abendbrot, das doch irgendwie und irgendwann vor sich gehen mußte, und Martin hatte sich mit Direktor Westhoff eingeschlossen, um zu beraten, was

für Schritte zuerst unternommen werden sollten. Den Polizeirat, den sie gern beigezogen hätten, suchte man vergeblich, er war wohl noch nicht von seinem Abendspaziergang zurück. Chocolat aber war und blieb verschwunden. Er mochte es nach dem Wutausbruch seines Herrn, der sich zuerst über ihn ergossen hatte, für richtiger halten, vorerst nicht wieder in seinem Geschäftskreis aufzutreten.

Der welt- und geschäftskundige Direktor erwies sich als rechte Stütze. Ohne angeht des Unglücks, das seinen neuen Freund betroffen, die Fassung zu verlieren, machte er doch alsbald dessen Sache zu seiner eigenen, indem er sich bereit erklärte, alle erforderlichen Maßnahmen in die Wege zu leiten. Während Martin in der ersten Aufregung sich sofort nach Vichelberg begeben und von dort aus telephonisch oder telegraphisch mit allen Behörden in Verbindung setzen wollte, erwiderte er gelassen, dazu sei es morgen auch noch früh genug, da heute schon alle wichtigeren Büros geschlossen hätten. Besonders riet er davon ab, jetzt schon die Gendarmrie des Dorfes zu alarmieren. „Davon haben Sie nichts als Belästigungen, Einmischung und Beschnüffelung Ihres ganzen Betriebes und das ohne jeden Zweck. Der Spießhube wird doch nicht hier bleiben und warten, bis Herr Graswandel oder der forliche neue Wachtmeister ihn facht, nicht wahr? Ein Juwelendieb sucht die Großstadt auf, in der er am leichtesten untertauchen kann, ja, er wird vermutlich mit seiner Beute nach Holland oder England zu entkommen suchen, wo er sie am leichtesten zu Geld machen kann. Also gleich morgen verständige ich selbst das Polizeiprä-

dium, das dann an die untergeordneten Organe seine Weisungen weitergibt.“

Im Bewußtsein seiner geringen Erfahrung auf diesem Gebiet ordnete sich Martin der Ueberlegenheit seines wichtigen Gastes unter. Als der arme geschlagene Piet sich notdürftig erholt hatte, teilte man ihm das Ereignis der Beratung mit und fand ihn mit allem einverstanden. Nur wünschte er, um den Eifer der Nachforschenden zu erhöhen, eine hohe Prämie anzusetzen. Westhoff meigte zweifelnd den klugen Kopf. „Ich verspreche mir davon nicht viel. Innerhalb ihrer Möglichkeiten tut die Polizei ohnehin was sie kann, und auf die Hilfe von Laien, die höchst selten etwas Wichtiges aufdecken, können wir verzichten. Aber wie Sie wollen!“

Nun, Piet, in dem mit den übrigen Lebensgeistern auch der mauselhafte Eigeninn wieder erwachte, wollte trotzdem. Er brachte selbst eine Erklärung zu Papier, wonach dem Finder oder Bringer seines geraubten Schates, die bare Summe von zehntausend Mark ausbezahlt werden sollte. In allem andern jedoch erklärte er sich mit Westhoff einverstanden.

Nur Frau Gina, die nie fürs Abwarten war, fand, daß es auf diese Weise zu langsam ahe. Man müsse wenigstens mit dem Polizeirat über den Fall sprechen, schlug sie vor. Westhoff machte dazu ein etwas fauerfüches Gesicht, vermutlich weil er sich als Dilettant auf dem Gebiet für gefährlicher als die Fachleute hielt. „Je weniger Alarm und Gerede im Hause, desto besser, glauben Sie mir.“ Aber Frau Hollwed war noch nicht ganz überzeugt und beschloß, Heinrich nach dem Abendessen ganz unauffällig beiseite zu führen und nach seiner Meinung zu fragen.

Es sollte nicht dazu kommen. Wohl meldete nach einiger Zeit Guttrune mit vor Eifer gerötetem Gesicht, daß das Abendbrot bereit sei, wohl fanden sich nicht nur Frauenkin Feldmeier, sondern auch die beiden Reichsbadischen Herren pünktlich ein, doch in der Runde fehlte außer

dem noch schonungsbedürftigen Mariechen, das sich entschuldigen ließ, auch der Polizeirat, der sonst immer zeitig zur Stelle war. Statt dessen brachte August die Mitteilung, Herr Heinrich habe sich vor einer halben Stunde sein Rad ausgeborgt, auf dem er in der Richtung nach Vichelberg davongefahren sei. „Den Brief an dich hat er dagelassen“, damit überreichte er der Mutter ein mit eiligen Bleistiftzügen adressiertes Kuvert.

„Warum gibst du ihn jetzt erst ab?“ fragte der Vater streng.

„Ihr wart doch alle nicht zu sprechen“, erwiderte gekränkt der Junge. „Und nachher hat mir Guttrune den Frieder aufgehängt, ich habe mit ihm gespielt und ihn ins Bett gebracht. Du kannst selbst nachsehen, Mutter; sogar gewaschen hab ich ihn! Habt ihr ihn nicht bräunen gehört?“

Aber Ginas Aufmerksamkeit war durch den Brief gefesselt, den sie rasch aufgerissen und überflogen hatte. Stumm reichte sie ihn dem Gatten, der las:

„Werde leider soeben in dringender Dienstsache abberufen. Höchste Zeit! Bitte meine zurückgelassene Garderobe als Pfand baldiger Rückkehr zu betrachten. Ergebenste Grüße
Heinrich, Polizeirat.“

P.S. Das Rad wird morgen zurückgebracht.“

Martin sah Gina an und diese ihn. Einem gemeinsamen Impuls folgten, eilten beide hinaus, die Treppe hinauf, in Heinrichs Zimmer. Dies zeigte ganz den Zustand, den ein eilig aufbrechender Junggeselle zu hinterlassen pflegt. Schubfächer und Schranktüren standen offen, gebrauchte Wäsche und Papier lagen auf dem Boden herum, der Schrank war leer, nur an einem Haken hing wohlgerundet, als fülle ihr Herr noch ihre Wollungen aus, die abgewetzte polizeirätliche Lederhose. Den einzigen besseren Anzug, den man von ihm kannte, hatte er offensichtlich noch rasch angelegt.

(Fortsetzung folgt.)

